

„Wo geht's lang?“ Orientierung durch Bilder und die neue Krise des Schriftprinzips

Philipp Stoellger

Im Leben gibt es dauernd Orientierungsbedarf und immer wieder Orientierungsprobleme, zumal wenn man sich in die Fremde begibt. Wer lebt muss sich orientieren und das heißt, sich zurechtzufinden in den Situationen des Lebens und den Weg zu finden, den man sucht.

Was heißt „orientieren“?

Wer auf Reisen ist und auf eine Stadt zufährt, wird sich an Schildern und Karten orientieren. Wer sichergehen will, wird vermutlich der freundlichen Stimme des „Navi“ folgen, die ihn führt und leitet, auf daß er wohlbehalten am Ziel ankomme. GPS ist so selbstverständlich geworden, dass man fast vergessen kann, wie es ohne geht. Man fährt auf eine Stadt zu, folgt dem Verkehrsfluß die Hauptstraßen entlang – und früher oder

später sieht man, wo das Zentrum ist: die Kirchtürme waren es einst, sind es manchmal sogar noch heute, die markieren, wo die Mitte ist, nicht der Welt, aber doch des Ortes. Mit ihnen kann man sich orientieren, denn sie zeigen die Ordnung der Stadt an. Von See aus auf dem Boot ist das oft noch heute so. Kirchtürme sind weithin sichtbar: den Turm der Petrikirche in Rostock sieht man fast bis Dänemark: ein Seezeichen, auf



das man sich verlassen kann. Orientierung zu Lande wie zu Wasser folgt „Marken“, weithin sichtbaren Markierungen. Sie helfen, sich zu orten, auf dass man sich an ihnen orientiert. Für die Orientierung zu Lande und zu Wasser gibt es „GPS“, je größer und schneller und besser in der Abbildung bis zum „realityview“, desto besser und hilfreicher. Hier zeigt sich schon ganz banal die Bedeutung der „bildlichen Darstellung“: wo man ist und wo es lang geht, zeigt einem der „screen“, die bildliche Darstellung der Umgebung. Von der Karte bis über das Navi bis zu den Karten- und Ortungsdiensten der Handys geht es um die Ortung in der geographischen Ordnung zum Zwecke der Orientierung mit den Mitteln bildlicher Darstellung. – Nur sagt einem das Navi nicht, wo man eigentlich hin will. Auch wenn die „Dienste“ einem zunehmend aufdrängen, was wichtig sei und sehenswert oder die Handys melden, wo gerade Freunde in der Nähe unterwegs sind – keines dieser Orientierungsmittel sagt einem, wo man hin will oder soll oder muß. Das banale Problem ist, daß es für das Meiste im Leben keine „Navis“ gibt und keine offiziellen Karten für den Kopf und die Sozialverhältnisse, in denen wir agieren. Um sich in diesen Kontexten zu orientieren bedarf es wohl zweierlei: einmal des Sinns für die Anderen, einen sozialen Sinn, der einem erschließt, was wo ist, was wichtig und was unwichtig ist. Das wäre ein Sinn für die „Passung“ in die Umfelder, um nicht ständig zu kollidieren. In Gemeinden gibt es bekanntlich unendlich viele Möglichkeiten fehlzugehen. Wer das vermeiden will, muß nach den Denk- und Lebensgewohnheiten seiner Nächsten Ausschau halten, die Markierungen und Grenzen und Wege kennen lernen, an denen „man“ sich orientiert. Ob man dem immer folgen will, ist eine andere Frage. Daher bedarf es nicht nur eines sozialen, sondern auch eines eigenen Sinns für das, was man will und soll. Dieser „Eigensinn“ ist die Bedingung dafür, *sich* zu orientieren und nicht nur hier und da geleitet zu werden. Dass dafür im Grunde und im Letzten nicht nur die eigenen Kopfgeburten maßgeblich sind, sollte klar sein. Es sind wohl Erfahrungen und Erwartungen, nicht zuletzt Glaubenserfahrungen und Hoffnungen, die in christlicher Perspektive Orientierung geben. Wenn da nur nicht manche Konflikte aufträten: zwischen Hoffnung und Vorfindlichem, zwischen biblischer Textwelt und eigener Lebenswelt, zwischen Glaube und Sünde kurz gesagt. Orientierung ist nicht ohne solche Konflikte zu haben – nur sollte man mitbestimmen können, welche davon sinnvoll sind und welche sinnlos oder unnötig. Wer meint, mit der „Schrift allein“ sei die Karte zur Orientierung unseres Lebens längst gegeben, würde es sich etwas zu einfach machen.

Bilder als Krise des Schriftprinzips

„Wer lebt, lebt in mit und von Bildern.“ Das gehört zur Verfassung menschlichen Lebens in den visuellen Kulturen, in denen „wir“ leben. Kritiker sehen darin eine „Bilderflut“, mit dem apokalyptischen Ton, die vielen Bilder würden uns hin- und wegreißen, überschwemmen und ersaufen lassen, wie es Gott einst der verdorbenen Menschheit ergehen ließ. Bilder können einem schon Angst machen, zumal dem Schreitisch-

täter, der sein Leben mit dem Sortieren von Buchstaben verbringt. Und mit Bildern lässt sich daher auch Angst machen, erst recht Protestanten, die die Schrift allein anerkennen oder vom Wort allein zu leben glauben.

Für Theologie und Kirche gilt daher meist die Regel, es sei uns gesagt, was gut und recht ist. Es sei geschrieben, was geschrieben sei. Und daran habe man sich zu halten: solo verbo zeige sich Gott und sage „quodresest“. Dem hat die Theologie zu folgen wie es die Kirche zu predigen und der Lehrer zu unterrichten habe. Diese Kultur des Wortes hat eine überaus reiche Kultivierung der Wort-, Sprach- und Schriftkultur provoziert. Aber – die „Krise des Schriftprinzips“ ist schwer zu übersehen. Einst meinte man noch, diese Krise gründe in der historischen Kritik, mit der die Schrift zur Tradition werde: auch die biblischen Schriften sind doch historisch gesehen nichts anderes als eine Traditions- und Redaktionsgeschichte. Schrift kritisch von der Tradition zu unterscheiden wurde dann historisch gesehen jedenfalls unmöglich. Wo bleibt dann der Grund des Schriftprinzips? Damit wurde die Orientierung an der Schrift allein prekär und labil. Und für Protestanten ist das arg; so arg, dass es doch am besten scheinen mag, diese Krise zu überspringen: zurück in die Vorzeit, als man sich gesichert an der Schrift allein orientierte, oder voraus mit der Meinung, alle anderen Schriften und Traditionen seien doch eben so gut, wenn man sie nur recht gebrauchte.

Die Krise des Schriftprinzips ist eine Orientierungs- und Identitätskrise des Protestantismus, und nicht die einzige. Gelöst ist das Problem mit dem Schriftprinzip noch lange nicht, zumal die historische Kritik noch eine nahezu milde Herausforderung zu sein scheint. Denn „sola scriptura“ gerät erst recht in die Krise angesichts der visuellen Kulturen, in denen wir leben: sich an der Schrift (welcher?) allein zu orientieren erscheint so kontrafaktisch wie unmöglich in einer Welt, die durch und durch von Bildern bestimmt und orientiert wird. Das ist eine Krise des Schriftprinzips, angesichts derer die Probleme im Gefolge der historischen Kritik geradezu gemächlich wirken.

Orientierung am Wort oder am Bild?

Diese neue Krise des Schriftprinzips ist so neu natürlich nicht. Denn sie gründet in der alten Konkurrenz von Wort oder Schrift und Bild und in deren Machtkonflikt. Am Sinai ging es – im Streit der Brüder Mose und Aron – um einen Streit des Ikonoklasten gegen den Ikonodulen: Gottes Wort oder ein Gottesbild? Daß das Bild *als Bild* schon Götzenverehrung sei, wurde die pauschale und etwas zu beruhigende Denkgewohnheit. Als wäre das Bild per se schon falsche Sichtbarmachung des Unsichtbaren und daher nur die Sichtbarmachung eines Falschen.

Wenn Bilder so mächtig sind, zu vergegenwärtigen – sei es Gott oder Götzen –, wenn sie *als Bild* „reale Präsenz“ gewähren, dann ist das nicht ungefährlich. Bilder sind mächtig – sie sind außergewöhnlich „wirksame Zeichen“. Dann konkurrieren sie mit den Sakramenten oder gar der Gegenwart Gottes im Geist. Den einen ist das Grund zur größten Freude: die Ikonodulen feiern das Bild und im Bild den, der darin gegen-



© Stoellger

„Wirksame Zeichen“ im Alltag

wärtig. Ist. Den Ikonoklasten hingegen ist das ein Greul. Wer sich über diese Macht der Bilder richtig entsetzt, kann schon einmal zwei Steintafeln zertrümmern (Ex 32,19) – und würde doch darin noch die Macht des Bildes anerkennen. Und die Zerstörung des goldenen Kalbs ist von seltsamer Gestalt: Mose „nahm das Kalb, das sie gemacht hatten, und ließ es im Feuer zerschmelzen und zermalmt es zu Pulver und streute es aufs Wasser und gab's den Israeliten zu trinken“ (Ex 32,20). Ein unfreiwilliges Abendmahl *avant la lettre*: die Inkorporation des Unheiligen als dessen Vernichtung? Immerhin taugt das Bild, um daraus ein Fluchwasser zu brauen.

Sich an einem Bild zu orientieren – einem Bild *vor Augen*, in Materialität und Präsenz, als Bildereignis – gilt seit dem Sinai, der Gründungslegende der Bildkritik, als unsäglich. Noch darin bestätigt sich, wie ein Bild *im Sinn* der Orientierung dient, in diesem Fall eine bildlich, allzu bildliche Szene, die manchen Maler inspiriert hat. Den Reformierten gilt das bis heute als unhintergebar Standard der Bildkritik. Und wenn dann im Zürcher Großmünster Polkes Bilder Einzug halten, das Licht färben und formen, in dem die Gemeinde Gottesdienst hält? Das könnte man für spannend halten, wenn nicht selbstwidersprüchlich. Ist doch schon die leere Wand eines Chorraumes von bildlicher Qualität, die jedem Architekten und Gegenwartskünstler nur zu deutlich ist.¹

Wenn der Sinn fürs Bild selbst ins Zürcher Großmünster Einzug hält, zeigt das die Macht des Bildes – und die Klugheit derer, die sie nicht pauschal verdammen, sondern *unterscheiden*. Die Frage ist nicht Wort oder Bild, sondern was für ein Wort und welch ein Bild; und mehr noch, wie damit umgegangen wird. Daher ist in christlicher Tradition die überkommene Alternative von Wort *oder* Bild eigentlich obsolet. „Ein Bild hält uns gefangen“ meine Wittgenstein. Das muss nicht so sein. Es kann uns auch befreien, wie das Bild der nahenden Gotesherrschaft. Es kann uns auch tragen und bergen, wie das Bild von Gott als Vater. Oder es kann uns abstoßen und reizen. Damit bestätigt sich in jedem Fall: Bilder haben nicht nur Macht und Kraft, sie haben auch Orientierungskraft, sei es in Attraktion oder in Repulsion. Bilder können zeigen, woran wir uns orientieren; mit ihnen zeigen wir, wo wir lang wollen und sollen. Und wenn das nicht nur private Vorstellungen bleiben sollen, müssen wir sie vor Augen führen: erzählen oder anders darstellen. Der Weg von „innen nach außen“ ist daher unvermeidlich, wenn wir uns mit anderen gemeinsam orientieren wollen. Aber die äußere Gestalt eines Bildes, das materiell sichtbar wird, ist von einer Dauer und Gravitationskraft, dass die gefährlich wirken kann. Mohamed-Satiren oder Karikaturen sind ein drastisches Beispiel dafür. Wenn daraus ein Feindbild gemacht wird, wird es gewaltsam. Bilder „des Anderen“ sind in besonderer Weise *negative* Orientierungen. Die „Achse des Bösen“ bleibt ein so banales wie gefährliches Beispiel dafür. Bilder brauchen Bildkritik, gerade wegen ihrer Orientierungs- und Prägekraft. Nur brauchen sie keine pauschale Bildverurteilung, als wären Bilder das Problem. – Aber der *Konflikt* von Wort oder Schrift und Bild ist wohl so alt wie diese Medien selber. Schon in Israel gab es bekanntlich Bilder. Die Schrift ist vermutlich seit jeher eine prekäre Orientierungsgröße, „per se“ bildkritisch und daher immer schon in der Krise. Denn nichts liegt näher, als sich an Bildern zu orientieren. Daher sind Kirchen als Gebäude wie als Räume immer schon ikonisch geladen: in Bildprogrammen außen wie innen, in bildlichen Markierungen von Ein- und Ausgang, von Oben und Unten, Vorne und Hinten, Links und Rechts. Wo es lang geht – zur Kirche wie in der Kirche – zeigen Bilder.

Schriftbildlichkeit als Vermittlung

Der alte Konflikt von Schrift und Bild ist in gewisser Weise auch immer schon vermittelt worden. Bei aller Kritik an materiellen Bildern, zumal Götter- und Gottesbildern, wird Bildlichkeit *in* der Schrift inkludiert, toleriert und kultiviert. Anscheinend ist das mental oder schriftlich sublimierte Bild weniger anstößig, bleibt es doch unsichtbar. Was sich jemand bei „Gott als Bogenschütze“ oder „als Kriegsherr“ vorstellt, ist (bei aller Zweifelhaftheit der Metaphorik) doch nur in seinem Sinn und nicht vor aller Augen. Diskrete Bildlichkeit könnte man diese Schriftbildlichkeit nennen. Auch an der kann man sich orientieren – und so lebt das Christentum seit langem: von einem durch und durch bildlich bestimmten Ethos.

Die Schrift ist voller Szenen, die von ikonischer Prägnanz sind: vom Fall über den Exodus zur Landnahme, dem Zions-

berg, dem Exil an den Wassern von Babel, bis zur Völkerwallfahrt und der apokalyptischen wie eschatologischen Vorstellungswelt; von Betlehem zum Samariter, dem verlorenen Sohn und Vater, den Arbeitern im Weinberg bis zum letzten Abendmahl und Kreuz: die Geschichte Israels wie die Jesu sind Bildergeschichten. Die Metaphern, Gleichnisse und Narrationen der Schrift sind von bildmächtiger Prägnanz. Es sind Formen bildlicher Rede, die ins innere Auge fallen und dort auch bleiben, erstaunlich lange. Selbst wer nie in der Schrift gelesen hätte, kennt doch die eine oder andere Szene. Und mit diesen Bildern läßt sich gut Kirche und Schule machen, predigen und unterrichten. Es sind Bilder, mit und von denen wir leben: an denen wir uns im Leben orientieren. Bilder, mit denen wir uns im Handeln orientieren können, da sie Evidenzen geben und Intuitionen prägen.

Nur – sind diese Schriftbilder die Lösung der Probleme mit dem Schriftprinzip? Und sind sie eine befriedigende Vermittlung des Medienkonflikts, in dem der Protestantismus seinen Weg suchen und finden muß: im Konflikt zwischen Schrift und Bild, der Macht des Wortes und der des Bildes? Im Rückblick erweist sich die exklusive Auszeichnung der Orientierung an „der Schrift“ als doppelt problematisch: Schrift gegen



die Tradition zu setzen, wie Gottes gegen Menschenwort, ist mit zunehmend differenzierterem Blick schwierig geworden. Das verschärft sich im hermeneutischen oder medientheoretischen Blick. Denn wenn Gott spräche, wer könnte ihn verstehen, wenn er nicht mit menschlich, allzumenschlichen Worten spräche? Schrift gegen die Bilder zu setzen, die Heiligenbilder mit ihren „Heilumsschreiern“, gegen Reliquiensammlungen eines Abrecht von Mainz und anderen Mäzenen, ist nicht weniger schwierig geworden. Auch wenn nicht mehr die Reliquien und Heiligenbildverehrung das Problem sind, wirkt die Orientierung an der Schrift allein in den Bilderwelten der Gegenwart einigermaßen schwierig. Denn Bilder spielen stets Hase und Igel mit uns. Da kommt die Schrift immer schon zu spät.

Angesichts des verdoppelten Orientierungsproblems könnte man dogmatisch drastisch den Knoten zerschlagen und schlicht sagen: das Schriftprinzip stehe fest und bestehe gerade darin, kontrafaktisch zu sein. Es sei ein Prinzip gegen die Allerwelterfahrung und helfe gerade, nicht von der Bilderflut weggeschwemmt zu werden. Denn in der Schrift sei gesagt, quodresert. Sie sage, wo es lang geht im christlichen Leben, was Gott will und verheißen hat. Wer sich nur daran recht halte, der werde nicht untergehen in der Flut. So kann man sprechen – nur hilft das wenig im Umgang mit den Bildern, in und von denen wir leben. Und es bliebe unterdifferenziert, nicht zwischen Bild und Bild und Bildgebrauch zu unterscheiden. Insofern ist die Orientierung an Schrift *statt* Bild ebenso prekär wie an Schrift *statt* Tradition. Hier könnte man sagen, war die „gelebte Religion“ gelegentlich klüger als die gelehrte, so wie die Bilder oft klüger sind als ihre Kritiker. Denn im Leben der Kirchen wurde immer schon auf die Orientierungskraft der Bilder vertraut. Manchmal wohl auch zu sehr, als wäre das Gottesdienstgeschehen *nur* ein Bildereignis, eine theatrale Inszenierung zum Schauen. Aber in der Gefahr stehen protestantische Traditionen nur selten. Auch die schulisch gelehrte Religion setzt seit langem auf die Orientierungskraft der Bilder. Die Religionspädagogik vertraut darauf, manchmal vielleicht zu sehr, wenn symboldidaktisch alles zum religiösen Bild zu werden scheint. Dennoch: beide Beispiele zeigen, dass man sich in Leben und Lehre gut an Bildern orientieren kann. Die Karriere des Orientierungsbegriffs (in den letzten 10 Jahren) und seine normative Auszeichnung zeigt *auch*, dass angesichts der Orientierungskrisen in der Spätmoderne alle Orientierung brauchen und viele sie gerne bieten möchten.

Religion als Orientierung, christlicher Glaube als Lebensorientierung im Geiste Christi, Theologie als Orientierungswissenschaft und Kirche als Orientierungsgröße in der pluralistischen Gesellschaft – so könnte man meinen, und das wäre auch gut so. Nur – der spätmoderne Orientierungsschwund läßt von Orientierung gerade dann sprechen und danach suchen, wenn tradierte Orientierungen erodiert sind. Thematisiert wird meist, was vorübergegangen ist, verloren oder vermisst. Daher ist die „Rhetorik“ der Orientierung auch eine Mängelanzeige. Und – ließe sich Orientierung so einfach „geben“, würden wir ihrer nie ermangeln. Je mehr Orientie-

ung geboten wird, desto schwieriger wird es. „Alles voll von Orientierungsangeboten“ hieße, dass durch Orientierungsangebotsfülle sich die Orientierungsprobleme nur potenzieren. Wählen muss immer noch der, der sich zu orientieren sucht. Das nimmt ihm kein noch so entgegenkommendes „Angebot“ ab – zum Glück.

Der Kirchenbau als Bild der Ordnung zur Orientierung

Ordnung ist in elementarem Sinne stets sinnlich und leiblich: links, rechts, vorne, hinten, oben und unten sind die Dimensionen leibhaftiger Orientierung, die im Großen und im Kleinen gelten. Bis in Gesten und Gottesdienst hinein sind links und rechts, vor und hinten wie oben und unten Unterscheidungen, in denen wir uns orientieren. Diese sechs leiblichen Dimensionen der Orientierung können einem dann und wann zu eng scheinen. Gibt es nichts außerdem, keine anderen Unterscheidungen, die maßgebend wären? Sind das doch alles Dimensionen *dieser* Welt, der Immanenz. Denen gegenüber mag man eine „siebte“ Dimension suchen, die Transzendenz jenseits der leibhaftigen Immanenz.

Die kann man finden in Textwelten, in denen man reist jenseits von links oder rechts etc. Die kann man *auch* finden in Bildwelten, die zwar vor Augen stehen, vorne, links, oben etc.; aber *in* der Welt des Bildes ist man irgendwie anderswo und andernorts. Orientierung „gibt es“ durch Erinnerung wie Erfahrung, durch Erwartung wie Hoffnung, memorial und imaginär. Dann stehen einem Szenen und Bilder vor dem „inneren Auge“, an denen man sich orientiert. Offensichtlich gibt es nicht nur „innere“, sondern auch „äußere“ Bilder, die Erfahrungen und Erwartungen vor Augen führen. Kirchen sind voll davon – meist vor imaginären Szenen „aller Heiligen“, des himmlischen Personals und seiner irdischen Gesandten, von Himmel und Hölle, Schöpfung und jüngstem Gericht.

Kirchen(bauten) als orientierende Markierungen in Stadt und Land orientieren durch ihre Markierung schon auf weite Ferne. „Zur Sache“ geht es aber mit dem Bau vor Augen: vom Äußersten und Höchsten bis ins Innere der Kirche markiert die Architektur Orientierungsanspruch, in Raumgestaltung, Licht und Ton bis zur „Beschallung“ durch Wort und Musik. Als kleiner christlicher Kosmos gibt kaum ein Bau derart viel zu sehen, wie Kirchen. Museen mögen das pädagogisch zu wiederholen suchen, aber das Bau- und Bildprogramm von Kirchen bleibt wohl uneinholbar in seiner Prägnanz wie seinem universalen Horizont. Das liegt nicht zuletzt an dem umfassenden Ordnungsmodell, das (traditionellerweise) ein Kirchenbau verkörpert. Orientierung bedarf einer *Ordnung* von Raum wie Zeit. Sonst fehlt das Bezugssystem, in dem man sich ortet und orientiert. Marken und Markierungen, Zeichen und Zeiger ermöglichen eine *Ortung* – in Raum wie Zeit (wie in Turmuhren). Ortung ermöglicht *Orientierung* im Leben, Handeln und Denken. Der Kirchenbau ist daher immer ein Entwurf der Ordnung der Wirklichkeit, in der wir leben angeht der kommenden Wirklichkeiten, in denen wir uns orientieren müssen, wenn wir überleben wollen und erst recht, wenn wir gut oder richtig leben sollen.

Sofern Kirchen im Innersten zeigen, was die Urimpressionen des Christentums sind, des ganzen und der jeweiligen Gemeinde im Besonderen, sind sie nicht nur Orte kulturellen Gedächtnisses. Sie sind auch Manifestationen des kulturellen Imaginären: der Erwartungs- und Hoffnungshorizonte, in denen „wir“ leben. Dafür sind Bilder unentbehrlich und tragend. Wer keine Vorstellungen vom „Reich Gottes“ hätte, wüßte nicht wie er leben sollte, geschweige denn beten. Bilder geben Zeichen der kommenden Welt – und zeigen, was wir zu hoffen wagen. „Ein Bild hält uns geborgen“ sollte man sagen, und es trägt auch, wenn viele andere Bilder wie modrige Pilze vor Augen zerfallen.

Das Lob der Bilder als Orientierungsfiguren des Gewesenen und des Kommenden, als Orientierungsmarken in den Lebenswelten, wirft gleichwohl den Bedarf an Bildkritik auf. Die Bildkompetenzen der Theologie – und jedes Theologen – sind so wichtig, wie sie selten gelehrt und geübt werden. Denn gerade weil wir uns nicht nicht an Bildern orientieren könnten, ist deren Prägnanz so tragend, wie der „Preis der Prägnanz“ zu kalkulieren ist. Wer die „Kirche der Freiheit“ vor Augen malt, muss sich seiner Phantasie zu bedienen wagen, um auszumalen, wie denn die so verstandene Kirche zu bauen wäre. Dabei gibt es (nicht nur) zwei Gelegenheiten zum gefährlichen Vergessen. Wer auf Freiheit setzt, riskiert das Böse – und kann das immer erst ex post einzudämmen suchen. Das Böse ist der unvermeidliche Schatten der Freiheit. Die zweite Gelegenheit ist, über die moderne und frische Freiheit Bindung als deren Grund zu übermalen. Verantwortliche Freiheit ist frei nur in und aus Bindung, in aller Verbindlichkeit. Ein Bild hat Grenzen, wie einen Rahmen. Die Wahl des Ausschnitts ist unvermeidlich – aber es lohnt gelegentlich, das Ausgeblendete mitzudenken.

Bildlichkeit diesseits der Bilder

Orientierung geht vom Leib aus. Orientierung im christlichen Leben wagt es, darüber hinaus nach Transzendenz zu fragen in Differenz zur Immanenz – und in derselben. Diese Unterscheidungen ermöglichen Orientierung, erfordern aber, sie vor Augen zu malen. Das weiß jeder Pfarrer und Lehrer nur zu gut. Denn ohne Vorstellungen bliebe alles öd und leer. Werden diese Vorstellungen zu Bildern „vor Augen“, materiell und präsent, Zeugen der Vergangenheit wie des Kommenden, geben sie zu sehen, auch zu denken, und doch immer wieder zu sehen und zu sehen. Bilder gehen „auf's Auge“ – und fallen ins Denken ein, auf dass sie im Sinn bleiben, auch jenseits des Kirchenraums und der Predigt. Bilder können einen leiten in den alltäglichen Orientierungsproblemen. Dann jedenfalls sind Bilder deutlich tragender und gewichtiger als „nur zur Erinnerung, zur Belehrung und zum Schmuck“, wie es lutherische Theologie gelegentlich meinte.

Aber – eine Dimension von Bildlichkeit ist noch nicht im Blick gewesen. Man könnte sie szenische Bildlichkeit nennen, oder die bildliche Dimension (nicht nur) kirchlicher Inszenierungen. Die Metaphorik und das Modell des Gottesdienstes als „Inszenierung“ wirft die Frage danach auf, inwiefern es eine



„lebendige Bildlichkeit“ in den Vollzügen „gelebter Religion“ gibt. Was etwa ist das Bildliche im Abendmahl, auf dem Altar, in der Person des Pfarrers oder gar des Bischofs?

Die Kreisgestalt in der Feier des *Abendmahls* ist von nicht geringer Bedeutung: keiner steht vor oder hinter einem anderen, sondern alle gemeinsam nebeneinander; keiner steht über oder unter anderen, sondern alle auf Augenhöhe. Alle stehen rechts und links voneinander: das ist die Gestalt des Miteinander, des „Mit-Seins“. Leib und Blut zirkulieren in diesem Kreis, gehen von einem zum anderen zum nächsten und werden miteinander geteilt. – Nur merkt man an dieser Beschreibung, wie schnell man hier aus dem Rahmen fallen kann, oder aus dem Kreis. Ganz abgesehen von den vielen Kleinigkeiten, Blicken, Geräuschen, Gesten, Haltungen und Schritten, die diesen labilen Zirkel stören können. In diesem Kreis mischen sich – manchmal prekär – Offenheit (für alle?, jedenfalls für den Geist Christe) und Geschlossenheit. Die bildliche „Idealgestalt“ des Kreises und der zirkulierenden Gaben sind nicht ohne Abgründe.

Die sichtbare, leibliche Gestaltung dieses Miteinander ist signifikant und ihre feinen Unterschiede symptomatisch. Denn sie zeigen, wie hier gegeben und empfangen, weitergegeben und geteilt wird. Abendmahl ist eben *auch* ein Geschehen des Zeigens, der Sichtbarkeit und Sichtbarmachung christlicher Mahlgemeinschaft. Es ist nicht *nur* ein Geschehen von Wort und Element – sondern auch etwas fürs Auge und den Leib. Das könnte man fast für trivial halten – wenn nicht damit gezeigt wäre (im argumentativen Sinn), dass das Abendmahl

auch eine Gestalt *visueller Kultur* ist. Und wie dieses „Bilder-eignis“ Abendmahl gestaltet wird, wie man also seine visuelle Dimension kultiviert, macht durchaus Unterschiede und ist bedeutsam. Die kleine Geste der „Elevation“, der „Erhebung“ und des „Zeigens“ der „Hostie“ oder Oblate zielt auf’s Auge. Als würde auch mit den Augen „kommuniziert“, was ja durchaus der Fall sein dürfte. Selbstredend wäre das allein zuwenig. Soll doch das Gezeigte „mit den Zähnen zermalmt“ werden, damit es vergeht, dieses sichtbare Bild des unsichtbaren Gottes. Aber ohne es zu zeigen und zu sehen, würde diese Spannung von Außen und Innen, von Bild und Einverleibung ihre Spannung verlieren: eine Spannung von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, von Bild und Wort, von Sinnlichkeit und Sinn. Üblicherweise sind die Bilder im Kirchenraum nicht „zum Verzehr“ bestimmt, sondern unantastbar allein zum visuellen Konsum gedacht und gemacht. Das *Kreuz* zum Beispiel markiert das Zentrum des Geschehens von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber die visuell inszenierte aufgeschlagene Bibel auf dem Altar, an dem nicht geopfert, sondern die Schrift verlesen wird – markiert das Wort, das das Bild faßt und bestimmt. Das ist eine Denk- und Sehgewohnheit, bei der die Spannung von Wort und Bild kaum noch auffällt. Schon die visuelle Inszenierung der Schrift ist ja seltsam; ähnlich an „SimchaTora“, wenn die Torarolle festlich gekleidet erhöht, gezeigt, gefeiert und geküsst wird, als wäre es eine Ikone, nur dass die ikonische Gestaltung der Schrift verehrt wird. Das Wort Gottes im Bild als Bild zu verehren, ist das Idolatrie höherer Ordnung oder die höchste Form der Schrifttreue und -freude?

Zum Schriftgebrauch gehört offensichtlich auch deren visuelle Inszenierung, in der die *Schrift* zum Bild wird, zum visuellen Artefakt – bis zur kultischen Verehrung? Oder was soll es nur bedeuten, dass *anstelle* des Opfers auf dem Altar die Schrift aufgeschlagen liegt? Es ist jedenfalls eine sichtbare Markierung christlicher Identität, um die sich im Gottesdienst alles dreht – als wäre die Schrift gleich dem Wort Gottes und die Krise des Schriftprinzips nie gewesen. Diese Exposition des Buches, diese Generalgeste, die Deixis der Schrift demonstriert ad oculos, dass hier kein Bild verehrt wird – aber die Schrift etwa? Hostie, Kreuz und heilige Schrift – sind visuelle Artefakte, die „irgendwie“ wohl doch verehrt werden in all ihrer Bildlichkeit. Kaum ein Protestant wird hier Bilderkult bemerken. Sollte er?

Und wie steht es mit der Person des *Pfarrers*? Visuell gestaltet und inszeniert, markiert mit konfessioneller Differenz, erscheint auf dem Podest namens „Kanzel“ die wandelnde Gestalt des Wort- und Sakramentsverwalters. Wird hier die Schrift zur „vivavox“, dann ist die lebendige Gestalt des Verkündigers – wie die eines Schauspielers – mehr als nur Mittel zum Zweck. Sie ist ein durchaus eigendynamisches Medium, das ja einiges mitbestimmt und prägt. Wie auch immer die „Verkörperung“ der Verkündigung ausfällt, sie ist eine Gestaltungsaufgabe der visuellen Kultur des Christentums, vom Scheitel bis zur Sohle, vom ersten Schritt bis zur letzten Geste. Nur ist die visuelle Gestalt des Pfarrers nicht nur Medium des Wortes, sondern stets auch eines Milieus, eines Ethos, eines Exemplum protestantischer Existenz, je nach façon seiner Herkunft und der Gemeinde – mit entsprechendem Konfliktpotential. Falls er exemplarisch verkörpern sollte (gar „wollte“), was er verkündigt, ist das Wie der visuellen Gestalt der gewagte Versuch, Lebensform und Anschauung werden zu lassen, was sonst im Bereich der Vorstellung verbleibt. Bis in die Fragen des „Pfarrerdiensrechts“ hinein wird damit um Visualität gestritten: um die Art und Weise und die Grenzen wie Aufgaben der Sichtbarmachung protestantischer Lebensform. Dass es hier nicht viel mehr Konflikte hagelt, ist erstaunlich. Denn die Erwartung von Institution und Gemeinde scheinen nur zu leicht dahin zu gehen, Verkörperung eines Logos und eines Ethos zu fördern. Fast als sollte der Pfarrer die Sichtbarkeit des Unsichtbaren vor Augen führen – und zur protestantischen Ikone werden? Wohl kaum, aber doch zu einer Figur der Orientierung, die nicht nur sagt, sondern auch zeigt, wo es lang geht. Das aber am eigenen Leibe zu zeigen, am Ende noch mit „Zeichen der Schwachheit“ oder subtilen Stärke, würde das zur imitatio des Apostels führen? Und sollte dann bis in die Fassade und Innenausstattung des Pfarrhauses die normative Orientierungskraft des Pfarrerlebens durchgestaltet werden? Das Pfarrhaus als showroom des „protestant design“, in der die möglichst heilige Familie ausgestellt wird? Wenn manch ein Pfarrer von der Residenzpflicht entbunden zu werden wünscht, wer könnte es ihm verdenken?

Wollte man angesichts des bisherigen auf die Gestaltung der „Erscheinung“ des *Bischofs* zu sprechen kommen, könnte es skandal werden. Als „Erscheinung“ benannt, wird auf ihn ge-

zeigt, als offenbarte er die Lebensform des Protestantismus, mit Ethos und Gewissen, streng schwarzem Anzug und Collar (bei dem man besser nicht nach dem semantischen Spektrum des Ausdrucks fragt). Offensichtlich ist das eine inszenierte Gestaltung des Protestantenbildes im Horizont visueller Kultur. Erinnert man sich an die groß angelegte Medientheorie von Jochen Hörisch, galt als Grundfrage, wie Sinn und Sein zusammenkommen: einst im Versprechen der Hostie, Sein und Sinn zu vereinen, über die Entbindung vom Sinn im Geldstück oder –schein bis in die Zerstreung der Frage des Sinns im sinnfreien Spiel der audiovisuellen Medien. Was geschieht nun, wenn eine sichtbar designte Gestalt multimedial den Protestantismus verkörpert? Wird sie zum (medienkritischen?) Versprechen, Sein und Sinn noch einmal zu vereinen? Wird die visible Person zur lebendigen Gestalt der Hostie? Horribile dictu, wird man rufen. Aber ganz abwegig ist das Problem nicht. Denn wer sich noch an die Inszenierungen des sterbenden Johannes Paul II. erinnert, in der Karwoche 2005, wird vielleicht noch im Sinn haben, wie seltsam die Inszenierung der Passion des Papstes wirken konnte. Als würde sein Leiden und Sterben (eines anscheinend doch so weisen wie sündlosen heiligen Vaters) zur Inszenierung des Passionswegs – mit neuem Hauptdarsteller. Wer in die Lage gerät, Orientierung zu geben und zu zeigen „wo es lang geht“ – ist in einer gefährlich exponierten Position. Denn das Begehren nach Orientierung kann den, der von sich weg zeigt, zum Offenbarer des rechten Weges stilisieren – bis zur Verehrung des heiligen Zeigers, als zeigte er auf sich selbst.

Bilder „aus Versehen“ könnte man das nennen, wenn einer zum Bild wird, vielleicht ohne das gewusst oder gewollt zu haben. Das passiert einem um so leichter, je weniger man auf die latente, subversive Bildlichkeit achtet, mit der alle „Sichtbarkeit des Menschen“ einher geht. Wer sich exponiert, der Pfarrer zumal, ein Bischof oder Kirchenbau erst recht – wird zum Bild, nolens volens. Wenn das unvermeidlich ist, schon weil einer den anderen ins Auge fällt, erst recht für einen, der sich zeigt und etwas zeigen will und dabei meist mehr zeigt, als gewußt oder gewollt – kann das unheimlich werden. Stets läuft man Gefahr, im Bildgedächtnis zu bleiben. Dass Gott etwas gegen solche Festlegungen im Bild als Bild hatte, wird dann sehr verständlich. Aber dennoch – wer sich zeigt, wird zum Bild. Das konnte auch Gott nicht vermeiden, und in Christus wollte er das offenbar auch nicht.

Anmerkungen

- 1 *Das wusste schon Cranach d. J., als er die Predella des Wittenberger Altars malte. Wer sich dort die Wand im Hintergrund von Christus, Luther und Gemeinde anschaut, wird das bestätigt finden.*